

8 Schlussbetrachtungen

Grammatik ist für Wittgenstein weit mehr als das, was alltäglich darunter verstanden wird, nämlich eben nicht nur die syntaktischen oder morphologischen Regeln zur Verwendung von Wörtern, sondern die Menge jeglicher Faktoren, die die Bedeutung eines Begriffes beeinflussen. Wie in Kapitel 1 gezeigt werden konnte, geht diese Position vor allem aus der Abwendung von dem mathematisch-logischen Bedeutungsbegriff des *Tractatus* hervor. Die Einsicht, dass Begriffe nicht nur selten derart exakt sind, wie es etwa die formale Logik vorgibt und wünscht, sondern im Gegenteil häufig unklare Grenzen haben und mit Familienähnlichkeiten behaftet sind, fungiert somit als Anlass für den Wechsel hin zu einer Bedeutungstheorie, die vor allem die soziale Konstruktion von Begriffen und deren Bedeutung als durch den Gebrauch gestiftet hervorhebt.

Mit diesem Wandel einher geht auch der neue methodologische Anspruch Wittgensteins an die Philosophie, deskriptiv statt präskriptiv zu verfahren. Da sich die streng mathematische Form, wie sie im *Tractatus* proklamiert wird, für tatsächliche menschliche Kommunikation als wenig nützlich erweist, muss die Sprache, so wie sie ist, in Ordnung sein und den einzig gültigen Standard darstellen. Philosophische Probleme tauchen aber nur dann auf, wenn die Sprache feiert – Begriffe also nicht mehr wie gewöhnlich genutzt, sondern in andere Kontexte transferiert werden, wo sie schlichtweg keine Bedeutung mehr haben. Mit dieser Beobachtung stellt sich auch der für den späten Wittgenstein typische, reflexive Wessenszug von Philosophie ein, welcher in dem therapeutischen Anspruch der Vermeidung von Sprachverwirrung besteht – womit sich die Linderung der Notwendigkeit von Philosophie einstellen sollte. Dieser negative Impetus erklärt auch die Struktur der späteren Schriften, die eben kein System aufstellen, sondern nur noch Probleme aus verschiedenen Positionen zu erhellen versuchen.

Das Problem grammatischer Willkür ist entsprechend verstreut und findet sich in den *Philosophischen Untersuchungen*, *Bemerkungen über Farben*, *Zettel*, *Über Gewißheit* und den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*. Wie in 1.4 gezeigt wurde, basiert das Argument für grammatische Willkür auf den Beobachtungen, dass zu bestehenden Handlungsweisen stets Alternativen denkbar sind, und dass die verschiedenen Optionen schlecht gegeneinander aufzuwiegen bzw. zu rechtfertigen sind – die Grammatik sei der Wirklichkeit keine Rechenschaft schuldig. Dieser Fakt spiegelt sich im engeren Sinn von Grammatik in der Vielzahl der Ausprägungen menschlichen Sprachvermögens wider, d.h. in der

Diversität menschlicher Sprachen. Dennoch weisen alle Sprachen gewisse Gemeinsamkeiten auf, so dass die proklamierte Willkür zumindest eingeschränkt sein muss. Wittgenstein erkennt diesen Umstand durchaus an, jedoch sind die Argumente für die Einschränkung grammatischer Willkür gerade über die menschliche Grenze relativ spärlich. So wird zwar durchaus anerkannt, dass etwa die Natur der Farben mit Willkürlichem und Nicht-Willkürlichem verwandt sei, eine nähere Untersuchung des Nicht-Willkürlichem bleibt jedoch weitgehend aus. Allenfalls finden sich Hinweise auf die menschliche Natur und die soziale Praxis als Einschränkung grammatischer Willkür, beispielsweise in dem Verweis auf das Folgen eines Fingerzeigs oder den sozialen Ausschlussmechanismen bei Nicht-Befolgung von Regeln.

Da Wittgenstein aber eher spekulativ argumentiert, wenn es ihm um alternative Grammatiken in seinem weiten Sinn geht, erscheinen die Beispiele hierfür relativ schwach – immerhin fällt die Vorstellung anderer logischer Gesetze oder die Einteilung der Grundfarben in eine andere als in Rot, Gelb und Blau ebenso schwer, wie der Versuch, ein Rötlichgrün zu denken. Auch wenn die weniger spekulativen Beispiele, so sie auf soziale Praktiken abheben, leichter greifbar sein mögen, wie es der Fall der Holzverkäufer in den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* darstellt, ergibt sich bei einem solch weiten Grammatik-Begriff das Problem, wirkliche Alternativen nicht nur denken, sondern letztlich auch erkennen und schließlich übersetzen zu können.

Diese Probleme ergeben sich aber nicht erst im ausgeweiteten Bereich des Grammatik-Begriffes, sondern gelten ebenso für Unterschiede zwischen Kulturen und Sprachen. Kapitel 1.4. spitzte diese Problemstellung mit dem Gavagai-Gedankenexperiment Quines so zu, dass dieses als Fortführung und prägnante Explikation von unbestimmter Bedeutung und radikaler Übersetzung dafür dient, die von Wittgenstein vorgelegten Argumente für grammatische Willkür und deren Einschränkungen im Alltagssprachlichen Bereich zu überprüfen.

Eine erste Einschränkung der Unbestimmtheit der Bedeutung wurde erreicht über die Auswertung von Wittgensteins Methodologie im Spätwerk. Im Lichte der metaphorischen Verwendung des Sprachspiels wird deutlich, dass Wittgenstein methodologisch ein wesentliches Merkmal menschlicher Sprache thematisiert, nämlich die Konzeptionalisierung einer Sache *als* eine andere. Metaphern wie *Zeit ist Geld* beziehen sich nicht nur durch Sprache, sondern strukturieren das Denken insofern, als dass diese auf der Basis menschlicher Grunderfahrungen aufbauen, wie etwa im Falle der Container-Metaphern. Angewendet auf die außergewöhnliche Situation des Ethnologen bei Quine, offenbart sich mit den Beobachtungen zu

metaphorisch geleiteten Intonationsmustern die Frage, warum *Gavagai* nicht auch eine Frage sein könnte. Dies bedeutet jedoch nicht weniger als eine implizite menschliche Grenze in der Aufstellung des Gedankenexperiments.

Weitere menschliche Grenzen finden sich auch in der Diskussion neuerer Ergebnisse der Farb- und Zahlentheorie. Erstere stärken Wittgensteins Position sogar umso mehr, als dass experimentell die Wahrnehmung eines Rötlichgrüns geleistet werden konnte. Letztere greifen abermals auf die Metapherntheorie zurück und erbringen den Nachweis, das Mathematik stets ein zutiefst menschliches Unterfangen ist, ein Einblick in die „wahre“ Mathematik also eine romantische Illusion ist und jegliche Algebra immer eine durch menschliche Wahrnehmungsprozesse vermittelte sein muss. Der Nachweis alternativer Farb- und Zahlgrammatiken ist damit für die Beispiele Wittgensteins erbracht, deren spekulativer Charakter am stärksten kritisiert wurde.

Die Untersuchungen zum Spracherwerb, Ikonizität und Grammatikalisierung weisen zudem weitere Grenzen grammatischer Willkür auf und können damit auch die Bedeutungsmöglichkeiten von *Gavagai* insofern einschränken, als abermals implizite Grundannahmen zur menschlichen Wahrnehmung offenbar werden, wenn Quine gar nicht erst Verba als Möglichkeiten in Erwägung zieht. Zudem erscheinen andere Vorschläge insofern unrealistisch, als dass das „whole object constraint“ die Anwendung auf den Hasen (und nur auf diesen) höchst wahrscheinlich macht. Außerdem verweisen die ikonischen Prinzipien darauf, dass sich ein Mehr an Information auch durch ein Mehr an sprachlicher Form ausdrückt, so dass Instantiierung von Hasenheit offensichtlich kaum in einem kurzen Wort wie *Gavagai* stecken wird.

Angewendet auf den Grammatik-Begriff selbst kann die Rahmentheorie der Ikonizität auch für die Motivation grammatischer Strukturen aufkommen. Hiermit gewinnt der Begriff eine für Wittgenstein fruchtbare diachrone Seite, die auf eine Teilmenge zwischen Grammatik und Lexikon hinweist und grammatische Strukturen als motiviert sowie durch eine Sprachgemeinschaft getragen ausweist. Insbesondere zeigt sich hiermit, dass die von der neuesten Wittgenstein-Forschung vorgenommene Einteilung der Grenzen grammatischer Willkür in soziale und menschliche Grenzen – vor allem in Anbetracht der Ausführungen zum Regelfolgen – in der angedachten Trennschärfe nicht durchzuhalten ist.

Mithin löst Wittgenstein seinen stetig wiederholten Grundsatz, die Sprache so zu belassen wie sie ist, womöglich gar nicht ein. Indem er den Grammatik-Begriff derart ausweitet, dass dieser nun nicht mehr nur die Menge der Regeln zur Kombination von Einheiten des Lexikons dar-

stellt, sondern darüber hinaus jeglichen Umstand, der für den Gebrauch eines Wortes von Relevanz ist, so bedeutet dies streng genommen einen Bruch mit dem alltäglichen Verständnis des Wortes Grammatik. Nun könnte man freilich einwenden, dass hier zwischen Alltags- und Fachsprache unterschieden werden müsse und Wittgenstein womöglich einfach nur einen besseren Begriff hätte verwenden sollen – oder zumindest einen nicht bereits eingeschränkt konnotierten hätte wählen können. Der Fachspracheneinwand dürfte jedoch ins Leere gehen, denn Wittgensteins Grammatik-Begriff deckt sich auf den ersten Blick auch nicht mit den üblichen Definitionen von Grammatik der Linguistik. Dass dies der Fall ist, liegt schlichtweg an dessen allumfassender Natur, die in dieser Form aber nicht notwendig ist – eine enger gefasste Konzeption deckt nicht nur den Großteil menschlicher Kommunikation und menschlichen Handelns ab, sondern gerät auch nicht in die Problematik, keine Phänomene außerhalb ihres Bezugsrahmens zuzulassen. Während alternative Grammatiken im Sinne Wittgensteins nämlich nur sehr schwer oder womöglich gar nicht denk- bzw. wahrnehmbar wären, ist die Rede von alternativen Grammatiken im alltäglichen oder gar linguistischen Sinn intuitiv verständlich: als eine (von der jeweilig diskutierten Sprache verschiedene bzw. generell) andere Art und Weise, Formen zu bilden, anhand anderer Kategorien zu deklinieren, syntaktisch anders zu verfahren usw. – genau das, was eben den Unterschied zwischen der Grammatik etwa des Deutschen und des Französischen ausmacht. Wie schon angedeutet, sind mit dieser engen Konzeption Alternativen ja nicht nur durchaus denkbar, sondern tatsächlich abundant realisiert – und diese Alternativen lassen sich zudem erkennen und verstehen.

Die Frage hierbei ist nun, welche Motivation hinter einer solchen Ausweitung des Begriffes steht. Liest man Wittgenstein so, dass Grammatik zunächst einmal nur Gebrauchsweisen von Begriffen aufzeigt und damit Nuancierungen bei verwandten Begriffen aufzudecken hilft und somit in funktionaler Weise hilft, das Beziehungsgeflecht zwischen Begriffen greifbar zu machen sowie vor philosophischer Falschverwendung vorzubeugen, erscheint ein weiter Grammatikbegriff mit Bezug auf soziale Praktiken zumindest in sich schlüssig und motiviert. Trotzdem bleibt der Widerspruch zum Primat der gewöhnlichen Sprache bestehen und kann nur schwerlich mit dem Verweis auf das Kurieren der Krankheit Philosophie erhalten werden. Eine mögliche Erklärung für dieses ungleiche Verhältnis zwischen Wittgensteins Anspruch und dem tatsächlichen philosophischen Programm mag natürlich in der Entwicklung seines Denkens und dabei insbesondere in der mit der Fortentwicklung vom Frühwerk einsetzenden Skepsis gegenüber allzu formalisierenden Sprachverwendungen sowie ei-

nem womöglich überbetonten Fokus auf soziale Praxis zu finden sein. Die Beantwortung dieser Frage wäre aber Aufgabe einer weiteren Untersuchung.

